



Amitai Etzioni

Amitai Etzioni

Übers Ego zum Wir

IDENTITY ≡ EDITION



Paul J. Kohtes:

Vorwort 6

Amitai Etzioni:

Übers Ego zum Wir

Neue Chancen für die
globale Gemeinschaft 9

Axel Honneth:

Die Gefährdungen des Wir

Zu den Risiken des
ökonomischen Liberalismus 33

Die Identity Foundation 60

Der Meister Eckhart Preis 62

Vorwort

Ein besonderes Merkmal unserer Zeit ist die Betonung des Ichs. Der Individualismus ist zur prägenden Kraft in den westlichen Gesellschaften geworden. Das ist uns heute schon so selbstverständlich, dass wir die Folgen dieses Paradigmas nicht mehr direkt der Ursache zuordnen können. Die zunehmende Priorisierung des Egos seit der Aufklärung hat unglaubliche Wachstumskräfte entfesselt. Aber eben auch eine historische Rücksichtslosigkeit von besonderem Ausmaß. Dabei sollte eigentlich inzwischen überdeutlich geworden sein: Der Hyperindividualismus der Moderne ist an seine Grenzen gekommen. Die Finanz- und Wirtschaftskrisen sind Indikatoren dafür. Dramatischer noch ist der schwindende Konsens darüber, welche Gemeinsamkeiten die Mitglieder einer Gesellschaft in ihrem Wunsch nach einem guten Leben noch einen können. Das führt zu der Frage, welche Modelle eines Miteinanders, das Entfaltungskräfte fördert, ohne die Lebensgrundlagen zu unterminieren, im 21. Jahrhundert erfolgversprechend sind.

Amitai Etzioni, Träger des Meister Eckhart Preis 2009, hat wie kein anderer sein soziologisches Lebenswerk dieser Frage gewidmet und die Antworten, die er auf Basis seiner jahrzehntelangen Forschung zu geben

vermag, sind aktueller denn je. Für ihn ist ein Ich ohne den Einbezug eines vitalen Wirs nicht denkbar. Loyalität ist nach seinen Erkenntnissen ein Wachstums- und Lernprozess, dem wir uns stellen müssen, wollen wir unsere Zukunft nicht aufs Spiel setzen. Das klingt fast banal, so einfach – und scheint doch dem Zeitgeist dramatisch zu widersprechen.

Für die Jury des Meister Eckhart Preis 2009 war es ein klares Votum für Amitai Etzioni. In der Begründung heißt es: „In einer Zeit der wachsenden Skepsis gegenüber einem entfesselten Individualismus, der in nicht unerheblichem Maße zu den jüngsten ökonomischen und sozialen Verwerfungen beigetragen hat, tritt Amitai Etzioni als unbeirrbarer Verfechter der moralischen Dimension im politischen und öffentlichen Leben auf. Er legt den Finger in die Wunden der Postmoderne, die über dem Identitätsprimat der individuellen Freiheit ihre moralische Stimme verloren hat, und propagiert einen Erneuerungsprozess aus der Mitte der Gesellschaft heraus.“

Diese Erneuerung erweist sich als höchst pragmatische Notwendigkeit, denn – wie Axel Honneth in seiner Laudatio zeigt – zügelloser Egoismus ist nicht nur auf dem besten Wege, die Marktwirtschaft, die, auch wenn Ökonomen dies eher zögerlich einräumen, wesentlich auf Vertrauen beruht, zu zerstören, sondern entfremdet uns auch von den wesentlichen

Wurzeln unserer Identität. Das Ich ist keine Insel, sondern kann sich nur in gemeinschaftlichen Bezügen entfalten, oder, wie Meister Eckhart sagt: „Richte dein Augenmerk auf dich selbst, und wo du dich findest, da lass’ ab von dir. Das ist das Allerbeste.“ Dem vermeintlichen Widerspruch zwischen individuellem Eigeninteresse und kollektiver Notwendigkeit hält Etzioni den Sprung auf eine höhere Ebene, die Hinwendung zu wahrhaftem Sinn und Transzendenz entgegen, denn um als menschliche Wesen zutiefst zufrieden zu sein, müssen wir, so sagt er, über das Selbst hinausgehen. Diese spirituelle Wende könnte den Aufbruch zu einer neuen identitären Selbstverortung markieren, die den grundlegenden Qualitäten unseres Menschseins wieder einen adäquaten Ausdruck verleiht und dem Ich eine überindividuelle Heimat bietet, die es mit seinem Ursprung verbindet.



Paul J. Kohtes
Vorsitzender der Identity Foundation

Amitai Etzioni

Übers Ego zum Wir

Neue Chancen für die globale Gemeinschaft

Vortrag anlässlich der Verleihung
des Meister Eckhart Preis 2009
an der Universität zu Köln

Von der Schuld zur Verantwortung

Ich werde häufig gefragt, wie es ist, nach 75 Jahren nach Köln zurückzukehren und wieder in Deutschland zu sein. Ich habe viel darüber nachgedacht, zum einen aus offensichtlichen persönlichen Gründen, aber auch, da ich 1998 gebeten worden war, in der Paulskirche zum 60. Jahrestag der Kristallnacht zu sprechen. Dies gab mir besondere Gelegenheit, mich mit dem Thema der Schuld auseinanderzusetzen. Als theoretischen Hintergrund stütze ich mich hierbei auf Karl Jaspers. Karl Jaspers unterscheidet drei Formen von Schuld: kriminelle Schuld, politische Schuld und moralische Schuld. So wie ich es sehe oder verstehe, trifft keine dieser drei Formen auf die heutige Generation der Deutschen oder die vorhergehende Generation zu.

Jaspers spricht von krimineller Schuld, der Schuld also, die man trägt, wenn man direkt an einem Verbrechen mitgewirkt hat, was offensichtlich nicht auf die aktuelle Generation der Deutschen oder deren Elterngeneration zutrifft. Er spricht von politischer Schuld, wenn man weder wählt

noch demonstriert, sondern die Dinge nur hinnimmt, und wiederum: Dies trifft auf die Deutschen der Gegenwart nicht zu. Und Jaspers spricht von moralischer Schuld, die entsteht, wenn man die Sünden der Väter auf die Kinder überträgt. Ich halte es nicht für ethisch angemessen, Kinder für etwas zu beschuldigen, das ihre Eltern oder Großeltern getan haben. Aber ich glaube, dass wir einen Sinn für Verantwortung haben. Ebenso wie ich nicht Mitglied der amerikanischen Gesellschaft werden kann mit der Überzeugung „Ich war zu Zeiten der Sklaverei nicht da, daher muss ich mich auch nicht an Förderungsmaßnahmen oder anderen Wiedergutmachungen beteiligen oder mich anderweitig mit dieser Zeit meines Landes befassen“, so gilt das gleiche für andere Völker. Wenn man Mitglied einer Gemeinschaft ist, wenn man einer Gemeinschaft beitrifft, wenn man in eine Gemeinschaft geboren wird, dann übernimmt man, ebenso wie bei einer Familie, beides: deren Vorteile sowie deren Verpflichtungen. Wenn ich also in eine Familie einheirate, dann kann ich nicht sagen „Ich mag diesen Onkel, aber den anderen nicht“ oder „Ich nehme eine Schenkung an, akzeptiere aber nicht, die entsprechenden Steuern zu zahlen“. Teil einer Familie zu werden, um dies zu wiederholen, bedeutet, deren Vorzüge, aber auch deren Verpflichtungen zu übernehmen, und eben dies gilt auch für unsere Nation.

Verbundenheit schaffen

Der eigentliche Grund, weshalb ich mich gut dabei fühle, wieder in Köln zu sein, ist meine Einschätzung, dass Deutschland seine Verantwortung übernommen hat. Deutschland hat sich, vor allem nach 1968, mutig und tapfer seiner Vergangenheit gestellt, von dieser Vergangenheit gelernt, seine Institutionen grundlegend umstrukturiert, die Verbindlichkeit der Rechte des Einzelnen fest verankert und einen Hauptbeitrag zu dem geleistet, was ich für die brennende Frage dieser Tage halte, nämlich Gemeinschaften zu errichten, die größer und umfassender sind als Nationen.

Die Tatsache, dass es heute absolut unvorstellbar ist, dass es einen weiteren Krieg zwischen Deutschland und Frankreich geben könnte, dieser Gedanke, dass wir Krieg dadurch eliminieren können, dass wir eine größere Gemeinschaft errichten, ist exakt der Weg, den wir einschlagen und gehen müssen. Wir müssen uns über den Nationalstaat hinaus zu größeren, umfassenderen Institutionen bewegen, die uns am Leben halten, während wir all unsere Probleme lösen. Also, aus all diesen Gründen ist es gut, wieder zurück in Köln zu sein.

Mut zur Komplexität

Ich bin der Ansicht, dass wir eine Toleranz für Komplexität benötigen. Wir sollten nicht versuchen, komplexe normative Belange, reichhaltige moralische Fragestellungen auf eine einzige Dimension zu reduzieren. Dies gilt für die Frage der Identität ebenso wie für viele andere Bereiche. Man kann in der Philosophie sehr erfolgreich sein, vielleicht sogar einen Preis gewinnen, wenn man alles aus einem einzigen Prinzip ableitet. Für die Libertarianer beginnt und endet die Geschichte mit der Freiheit. Alles muss wieder auf individuelle Autonomie und Wahl zurückführbar sein. Wenn man sie unter Druck setzt, werden sie nicht leugnen, dass auch andere Überlegungen denkbar sind, aber auch diese müssen wieder auf – sagen wir – freiwillige Übereinstimmung zurückgeführt werden, wie zum Beispiel bei Locke, um alles in einem Prinzip zu verankern.

Ich gehe gerne von dem Gedanken aus, dass wir konkurrierenden, ja sogar angespannten normativen Forderungen ausgesetzt sind und dass unsere Geschichte moralischer Bemühungen damit einsetzt, dass wir widersprüchliche Stimmen hören. Wir müssen lernen, die Verbindung zwischen ihnen herzustellen, anstatt die eine zugunsten der anderen zu unterdrücken.

Also, meine Art des Kommunitarismus unterscheidet sich von denjenigen in Ost-Asien, in Singapur, in Malaysia, wo versucht wird, die Gemeinschaft zur übergeordneten Einheit zu machen, die alle anderen Betrachtungsweisen unterdrückt. Dies wird damit begründet, dass das Individuum wie die Zelle eines organischen Körpers sei, die ihre Bedeutung und ihren Sinn ausschließlich in ihrem Beitrag zum größeren Ganzen finde, aber grundsätzlich nicht individuell verschieden sei. Dies ist genau der spiegelbildliche Gegensatz zum extremen Individualismus, der in der von Margaret Thatcher vertretenen Form davon ausgeht, dass die Gesellschaft eine Fiktion ist, dass wir es ausschließlich mit Individuen zu tun haben, die gegebenenfalls ein paar freiwillige Arrangements treffen oder auch nicht, und somit die Gesellschaft bestenfalls sekundär ist.

Verantwortung und Realität

Unsere Geschichte ist von Beginn an durchzogen von Bezügen, die uns selbst dienen, unserem Eigeninteresse, unserer Identität, unserer Selbstdarstellung, die einen berechtigten Platz in unserem moralischen Dialog einnehmen. Wir erwarten oder verlangen von den Menschen nicht,

dass sie etwas oder gar alles aufgeben. Altruismus ist keine Basis, auf der man eine integrative soziale Ordnung errichten kann.

Andererseits haben wir eindeutig Verantwortung gegenüber anderen. Gegenüber unseren Kindern, älteren Menschen, unseren Nachbarn, unseren Freunden, unserer nationalen Gemeinschaft, und ich hoffe ebenso gegenüber der Weltgemeinschaft. Dies wird vor allem dann thematisiert, wenn wir über Menschenrechte sprechen. Es gibt strenge Anwälte der Menschenrechte, für die ich prinzipiell auch einstehe, die alles ausschließlich durch dieses Fenster betrachten. Wenn Peter Singer fordert, dass es keinen Unterschied geben sollte in der Art, wie wir mit unseren Kindern umgehen oder mit irgendwelchen anderen Kindern auf der anderen Seite der Welt – wenn diese Überlegung auch auf abstrakte Art in einer abstrakten Theorie korrekt sein mag –, so liegt uns dieser Gedanke so fern, und widerspricht derart unserer menschlichen Erfahrungswelt, dass wir mit dieser Perspektive nicht wirklich weit kommen.

Die nicht zu leugnende Tatsache ist, dass wir zwar allen Kindern gegenüber Verantwortung haben, dass wir aber zusätzliche Verantwortung unseren eigenen Kindern gegenüber haben. Und niemand, der mit sich selbst und seiner Umgebung ehrlich ist, kann sagen, dass es sich um die gleiche moralische Verpflichtung im gleichen Sinn von Verantwortung handelt, wie wir unseren eigenen Kindern begegnen und uns um sie kümmern oder Kindern in einem weit entfernten Teil der Welt. Dies gilt ebenso für unsere Eltern und für unsere Freunde. Warum? Weil, und ich schätze die Zeile in Meister Eckharts Schriften, ein Teil von dem, was wir sind, ein Teil des **Wir** ist, zu dem wir gehören.

Kein Ich ohne Wir

Unsere Gemeinschaften, die die erste Quelle unserer Identität sind – hierauf komme ich noch zurück –, sind ein Teil dessen, was uns bestimmt. Montesquieu beschreibt dies sehr schön, wenn er sagt: „Ich habe Menschen aus Frankreich getroffen, ich habe Menschen aus Polen getroffen, ich habe niemals einen Menschen getroffen.“ Wir existieren nicht außerhalb gesellschaftlicher Bezüge. Dies heißt nicht, dass wir auf eine Zugehörigkeit, auf eine Identität reduziert werden sollten oder könnten.

Wir alle haben mehrere Identitäten, wir alle stehen in mehreren Verbindungen, aber es ist ein himmelweiter Unterschied, ob ich sage, dass ich Mitglied der jüdischen Gemeinschaft, der amerikanischen Gemeinschaft, der internationalen Gemeinschaft bin, oder ob ich sage, dass ich gar keiner Gemeinschaft angehöre.

Es ist interessant, dass bei der Übersetzung der kommunitarischen Plattform ins Deutsche das Wort „member“ mit „Bürger“ wiedergegeben wurde. Nun, dies ist nicht dasselbe. Bei „Bürger“ muss ich eher an „citizen of state“, also Staatsbürger denken, bei der Mitgliedschaft, von der ich spreche, handelt es sich eher um die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft oder in gesellschaftlichen Bezügen, die auf einer Reihe von Normen sowie informeller sozialer Kontrolle beruhen. Die Bedeutung der Gemeinschaft erklärt sich daraus, dass wir von Natur aus danach streben, aufeinander zu achten.

Ich halte dies nicht nur für ein moralisches Thema in dem Sinne, dass wir einander etwas schuldig wären, sondern es ist eine empirische Beobachtung. Wenn man eine Person aus den gesellschaftlichen Bezügen löst, wenn man sie isoliert ins Gefängnis steckt oder sie im Rahmen

eines psychologischen Experiments in einen geschlossenen Raum sperrt, zerfällt ihre Persönlichkeit in kürzester Zeit. Außerdem wird diese Person auch sehr schnell anfällig für demagogische Positionen. Selbst das rationale Individuum, das die Individualisten stets hoch halten, besteht nur dann, wenn es in gesellschaftlichen Bezügen verankert ist, die unsere Fähigkeit, autonom zu denken und rational zu handeln, sichern.

18

In einer bekannten Studie, die in Manhattan durchgeführt wurde und für die Psychologen Bewohner von Hochhäusern interviewt haben – also die Art von Gebäudekomplexen, in denen Menschen häufig für dreißig, vierzig Jahre nebeneinander leben, ohne den Namen ihrer Nachbarn zu kennen und wo es als unangebracht gilt, im Fahrstuhl mit anderen Personen zu sprechen –, die isolierte Leben führen, besonders im höheren Alter, wenn man weniger mobil ist, wurde herausgefunden, dass es eine enorm große Anzahl von mentalen und psychosomatischen Krankheiten gibt, die sich alle darauf zurückführen lassen, dass wir, um als rationale und sensible Menschen leben zu können, auf ein gewisses Maß gesellschaftlicher Bezüge angewiesen sind, auf bedeutungsvolle und anhaltende Beziehungen. Je reicher diese sind, umso stärker sind wir als Individuen, und umso bessere Mitglieder einer Gemeinschaft können wir sein.

Loyalität als Wachstumsprozess

Unsere Identität ist nicht für unser ganzes Leben fixiert, sondern strukturiert sich permanent um. Wir werden mit einer Identität geboren, die sich von der anderer Menschen unterscheidet. Jemand, der hier in der Nachbarschaft geboren wird, wird das eigene Leben anders beginnen, als jemand, der in Karatschi, in Peking oder in Detroit geboren wurde. Und wir beginnen an einem Anfangspunkt, den wir entwickeln, bearbeiten und verändern, aber wir entkommen niemals wirklich unserem Ausgangspunkt und wir treten alle in einen Dialog ein, der von der Gemeinschaft ausgeht, mit und in der wir unser Leben begonnen haben.

Was wir jetzt suchen, ist die Erweiterung dieser Gemeinschaft, die allumfassende Gemeinschaft. Wenn ich von Erweiterung spreche, meine ich damit nicht, dass wir unsere Ursprungsgemeinschaft verlieren oder unsere Familie oder Nachbarschaft. Die Erweiterung vollzieht sich, indem man Identitätsschichten und Loyalitätsschichten über die bereits vorhandenen legt. Wenn man sich die Geschichte der Nationswerdung ansieht, die für viele Menschen eine bestimmende Quelle ihrer Identität geworden ist, so hat die Nation nicht die lokalen Identitäten ersetzt. Ein

Amerikaner wird also immer noch sagen: „Ich bin Bostoner oder ich bin Virginier – und ich bin Amerikaner.“ Ursprünglich gab es nur Bostoner und Virginier, und sie haben – eigentlich erst nach den 1870-er Jahren – ihre amerikanische Identität hinzugefügt. Und nun hoffen wir, eine weitere Schicht hinzufügen zu können, und so bis zu einem gewissen Grad Mitglieder von regionalen und hoffentlich globalen Gemeinschaften zu werden.

Den Radius der Identität erweitern

Der Hauptgrund, warum wir den Bereich unserer Identität erweitern müssen, die kommunalen Quellen der Definition unseres Selbst, liegt darin, dass technologische und ökonomische Prozesse globalisiert wurden und unsere moralischen und politischen Institutionen nicht mit der Entwicklung der ökonomischen und technologischen Kräfte Schritt halten. Dies vollzieht sich nun schon seit geraumer Zeit so. Eigentlich befinden wir uns während der gesamten Geschichte seit der Moderne immer in einer Art Aufholjagd. Es gab lokale Gemeinschaften wie zum Beispiel Lehnsgüter und kleine aristokratische Staaten, Stadt-Staaten und dann,

im weiteren Verlauf zum Beispiel venezianische Städte. Die technologischen und ökonomischen Kräfte expandierten und wir formten Nationalstaaten, zum Teil, wie manche sagen, um wieder mehr Kontrolle zu erlangen über die Dynamik des ökonomischen und technologischen Kräftespiels.

Nun stoßen die Nationalstaaten aber an die Grenzen ihres Wirkungsradius, weil sie mit Herausforderungen einer globalen Dimension konfrontiert sind. Was das bedeutet, zeigt beispielsweise die Schweinegrippe, die sich weltweit ausbreitet. Auch der Terrorismus ist längst ein globales Phänomen, das nicht an Staatengrenzen halt macht. Ich denke, es steht außer Frage, dass es für eine Vielzahl von Problemen, seien sie ökonomischer oder medizinischer Natur, von Pandemien bis hin zur Umweltverschmutzung, keinerlei Grenzen mehr gibt. Aber unser Regierungsmodell ist immer noch sehr abhängig vom nationalen System und wir können es nicht einfach auf die nächsthöhere Ebene bringen, ohne auch unsere Identität zu erweitern.

Der Egoismus persönlicher Bezüge

Demokratie bedeutet die Bereitschaft, etwas für andere Mitglieder einer Gemeinschaft zu opfern – die Art von Opfer, die wir nicht bereit oder in der Lage sind, vorbehaltlos für andere zu erbringen. Damit führt Demokratie also im Endeffekt dazu, dass jemand verliert, da wir fast nie vollkommen einer Meinung sind. Es bedeutet, dass die Mehrheit herrscht und die Minderheit die Kosten akzeptieren muss. Menschen sind bereit, Opfer für andere Mitglieder ihrer Gemeinschaft zu bringen, aber bislang haben sie sehr wenig Bereitschaft gezeigt, diese Art von Opfer auch für Mitglieder anderer Gemeinschaften zu bringen.

22
≡

Regelmäßig schreiben amerikanische Journalisten Artikel mit folgendem Tenor: „Wissen Sie, unsere Südstaaten zahlen sehr wenig Steuern, viel weniger Steuern als die Nordstaaten, und sie erhalten mehr Regierungsgelder als die Nordstaaten. Das ist unfair. Der Süden zahlt sehr wenig und erhält eine Menge Geld, und der Norden zahlt jede Menge Steuern und erhält relativ wenige Leistungen dafür.“ Und dann sagen wir: „Ja, ... sie sind aber Amerikaner. Es ist nur ein kurzlebiger Zeitungsartikel, machen wir weiter wie bisher.“ Die Westdeutschen haben

den Ostdeutschen den Gegenwert von drei Billionen Dollar zur Verfügung gestellt, nach meinem Wissen, ohne besonderen Dank dafür zu bekommen. Wenn man danach fragt, erhält man folgende Antwort: „Sie sind Deutsche, sie sind unsere Mitbürger.“ Wenn man Amerikaner darum bitten würde, ähnliches für Mexiko oder Guatemala zu tun, käme man meiner Meinung nach nicht sehr weit mit diesem Anliegen. Der Grund hierfür liegt darin, dass wir diese Art von Verantwortung und Verpflichtung nur für jene empfinden, die Teil unserer eigenen Gemeinschaft sind.

Sprung auf eine höhere Ebene

Im Zuge des europäischen Einigungsprozesses versucht man, Entscheidungsremien auf höhere Ebenen zu verlagern, zum Beispiel nach Brüssel, und ähnliches vollzieht sich auch in anderen Teilen der Welt. Dabei stellt sich die Frage, ob wir die entscheidungstreffende Macht auf eine höhere Ebene verlagern können, was notwendig ist, ohne auch gleichzeitig eine größere Gemeinschaft zu erschaffen, sei es die Europäische Gemeinschaft, die Nordamerikanische Gemeinschaft oder schließlich die Weltgemeinschaft. Ich schätze, die Antwort ist: Nein. Um Missverständnisse

zu vermeiden: Ich spreche nicht davon, nationale Identitäten aufzugeben, sondern diese in umfassendere Identitäten einzubetten und in einzelnen, ausgewählten Fällen der höheren, weil komplexeren Autorität zuzugestehen, die partikuläre Autorität, also die nationalen Identitäten, zu überstimmen. Dies ist meiner Meinung nach die Aufgabe unserer Zeit.

Eine ähnliche Dynamik zeigt sich im Hinblick auf unsere Identität als Arbeitnehmer und Konsumenten. Ein immenser Teil unseres Lebens beruht auf der Überlegung, dass wir hart arbeiten sollten, um Dinge zu produzieren, die wir dann kaufen und konsumieren. Diese Perspektive hat den Charakter eines Lebensprojekts und formt einen großen Teil unserer Identität. Die Frage ist, und es gibt zahlreiche aussagekräftige Untersuchungen hierzu, ob wir tiefe Zufriedenheit in dieser Haltung finden können oder ob wir uns einer anderen Perspektive zuwenden müssen, um als menschliche Wesen zutiefst zufrieden zu sein – oder, wie es bei Aristoteles heißt, um aufzublühen.

Sinn und Transzendenz

Ich denke, es ist hilfreich, anhand der Kategorien von Maslows Bedürfnispyramide hierüber nachzudenken. Wir haben kreatürliche Bedürfnisse, Grundbedürfnisse nach einer Unterkunft, Essen, Wärme und Kleidung. Wenn aber diese Grundbedürfnisse befriedigt sind, entwickeln wir höhere menschliche Bedürfnisse, beispielsweise nach Zuneigung, Ansehen und schließlich nach Selbstverwirklichung. Konsum ist keine Quelle zur Befriedigung dieser höheren Bedürfnisse. Und die Besessenheit unserer Gesellschaft besteht darin, dass wir mit Methoden, die geeignet sind, unsere Grundbedürfnisse zu befriedigen, versuchen, Zuneigung, Liebe, Anerkennung und Selbstverwirklichung zu finden.

Mit diesem Denkansatz möchte ich nicht dafür plädieren, dass Menschen ihre Armut genießen sollten, dass also diejenigen, deren Grundbedürfnisse nicht erfüllt sind, sich mit der Freude an Sonnenuntergängen, mit Nachdenken oder Spiritualität begnügen sollen. Aber wenn wir von den Bedürfnisbefriedigungen einer niedrigeren Ebene besessen und abhängig sind und mit diesen versuchen, unsere höheren Bedürfnisse zu befriedigen, werden wir uns dort entfremdet, wo die Basis unserer

Menschlichkeit verfehlt wird. Wir brauchen einen Prozess der Transformation, um unserem Selbst in unserer Gemeinschaft und unserem ökonomischen System einen Sinn zu geben, um somit mehr Zufriedenheit in kommunitarischen und transzendentalen Projekten zu finden. Mit kommunitarischen Projekten meine ich, mehr Zeit mit unseren Familien, Freunden und in unseren Gemeinschaften zu verbringen, mit transzendental meine ich, unseren spirituellen Bedürfnissen mehr Raum zu geben.

Spirituelle Wende

Ein Teil der Moderne und des Denkens der Moderne, ein Teil der Rationalität und des Glaubens an die Vernunft beruht, und diesbezüglich sollten wir ehrlich sein, auf der Überzeugung, dass Religion ein Relikt der Vergangenheit sei, also etwas, das wir hinter uns lassen könnten. Wir neigen dazu zu glauben, dass nur jene Menschen, die nicht kultiviert und rational sind, religiöse und spirituelle Bedürfnisse haben. Weltweit betrachtet erkennen wir jedoch, dass in den meisten Regionen ein starker Aufschwung religiöser und spiritueller Aktivitäten zu verzeichnen ist. Und dies gilt nicht nur für die muslimische Welt. In Russland beispielsweise sieht man eine Vielzahl neuer Kirchen und kann beobachten, dass

diese voll mit jungen Menschen sind. Wir sprechen in spöttischer Weise über die christlichen Rechte in den Vereinigten Staaten, aber ich denke nicht, dass man einhundert Million Menschen sagen sollte, sie seien Dummköpfe, nur weil sie einen Glauben haben, den wir möglicherweise nicht teilen.

Es geht also nicht darum, ob Religion oder andere Formen von Spiritualität ein Auslaufmodell sind, sondern darum, welche Art von spirituellem Leben wir führen wollen und werden. Demokratie und Kapitalismus beantworten uns nicht die Frage, warum wir zum Sterben geboren wurden, sie erklären nichts, wenn wir einen uns nahe stehenden Menschen verlieren, sie sagen uns nicht, was wir unseren Kindern, unseren Eltern, unserem Land oder der Welt schuldig sind. All diese moralischen Konzepte entstammen anderen Dimensionen. Wollen wir ein reicheres, erfüllteres Leben führen, werden wir uns also wieder den Dimensionen zuwenden müssen, die wir vernachlässigt haben, indem wir uns einseitig auf Arbeit und Konsum ausgerichtet haben.

Über das Selbst hinausgehen

Dieser Wandel unserer Identität hin zu einer vollständigeren Persönlichkeit hat mehrere überraschende und positive Nebeneffekte, die alleine bereits den angesprochenen Übergang rechtfertigen. Transzendente, kommunitarische Projekte sind deutlich umwelt- und klimafreundlicher, aber auch sozialverträglicher als unsere einseitige Ausrichtung am Konsum. Wir können mehr Zeit mit unseren Kindern oder Freunden verbringen oder haben mehr Muße, ein Buch zu lesen. Ob wir Schach mit einfachen Plastikfiguren spielen oder mit teuren Figuren aus Mahagoni, ob wir Goethe in einer Taschenbuchausgabe lesen oder in einem aufwändigen, in Leder gebundenen Band – die Freude, die wir dabei empfinden, dürfte die gleiche sein.

Letztlich beruht die gesamte Idee der sozialen Gerechtigkeit in gewisser Weise auf der Überzeugung, dass wir von den Reichen nehmen und den Armen geben sollten. Politisch stellt sich dies als sehr, sehr große Herausforderung dar. Historisch betrachtet waren die Reichen dann am zufriedensten, wenn in ihrem Leben religiöse, spirituelle oder soziale Dimensionen eine Rolle spielten. Das Christentum ist hier ein gutes

Beispiel, denn es förderte die Bereitschaft zu teilen. Soziale Gerechtigkeit beruht also im Endeffekt darauf, die Bezüge unseres Selbst zu erweitern, so dass wir, wenn unsere Grundbedürfnisse erst einmal befriedigt sind, zu einer höheren Ebene der Zufriedenheit gelangen.

Sich dem Unbehagen stellen

Abschließend möchte ich noch einmal den Bogen spannen hin zu der eingangs bereits angesprochenen globalen Perspektive und den damit verbundenen Herausforderungen. Wir sollten nicht den Fehler begehen, die Menschen, die ihre Identität durch Immigration oder ethnische Unterschiede bedroht sehen, zu verurteilen. Ich denke, wir sollten ihren Schmerz realisieren, ihn thematisieren und sie bei ihrem Wandel zu einer neuen Identität unterstützen.

Die Volksabstimmung in der Schweiz über den Bau von Minaretten im Winter 2009 zeigt uns, vor welcher Herausforderung wir stehen. In der Presse wurden diejenigen, die ihre Identität durch die muslimischen Zuwanderer und ihre Bauwerke bedroht sehen und sich deshalb dagegen aussprachen, teils recht verächtlich als dumme Bauern titulierte. Ich

halte es nicht für besonders demokratisch, der demokratischen Mehrheit mitzuteilen, dass sie nur eine Gruppe von Dummköpfen sei. Ich meine, dass Demokratie gilt, auch dann, wenn sie zu Abstimmungsergebnissen führt, mit denen wir nicht übereinstimmen. Aber was noch wichtiger ist: Wir sollten den Schmerz der Betroffenen fühlen. Die Immigration von Menschen aus anderen Ländern und Kulturen, mit anderen religiösen Hintergründen und Gewohnheiten, stellt die Identität der Mehrheiten Europas, Japans und vieler anderer Länder in Frage. Und wir werden diese Skeptiker nicht zu einer offeneren, pluralistischen und toleranten Weltsicht führen, indem wir ihre Ängste diskreditieren.

Und wir sollten uns unserem eigenen Unbehagen stellen und uns damit auseinandersetzen. Ich gebe beispielsweise gerne zu, dass ich ein Problem damit hätte, wenn in meiner unmittelbaren Nachbarschaft beispielsweise Roma-Familien einziehen würden. Ich würde lernen damit zu leben, aber ich würde mich nicht unbedingt wohl fühlen. Meine persönliche Haltung mag gängige Vorurteile bestätigen, doch ich denke, wir müssen anerkennen, dass irgendwo tief in unseren Herzen solche Gefühle vorhanden sind und dass Menschen, die unserer Gemeinschaft beitreten möchten, auch unsere grundsätzlichen Werte zu akzeptieren haben.

Damit meine ich nicht Asylsuchende, denn diese haben ein Recht auf Zuflucht, aber wir sollten eine eindeutige Grenze zwischen Asylsuchenden und Immigranten ziehen. Immigranten treten unserer Gesellschaft freiwillig bei, da sie eine bessere Lebensweise suchen. Sie sind willkommen und werden gebraucht. Aber wenn man einer Gemeinschaft beiträgt, so ist man verpflichtet, ihre Sprache zu lernen, sich mit ihrer Geschichte auseinanderzusetzen, ein guter Bürger zu sein. Wem die Gesetze nicht passen, der sollte für eine Veränderung kämpfen, aber man kann sich nicht von vornherein freikaufen und sagen: „Ich bin Immigrant, für mich gelten andere Normen.“

Wenn wir das Recht der Menschen, ihre Grundwerte zu schützen, anerkennen, dann öffnen sie sich. Fragt man sie dann, ob es ihnen etwas ausmachen würde, wenn Menschen anderer Kulturen, die zu guten Bürgern geworden sind, einen anderen Gott anbeten möchten, anderes Essen bevorzugen, andere Musik hören und ihr Herkunftsland häufiger besuchen, sich in ihrer Umgebung dauerhaft niederlassen, dann wird es ihnen leichter fallen, tolerant zu sein. Sobald sie sicher sind, dass man ihre grundsätzliche Identität nicht attackiert, eine Identität, die wir respektieren und nicht angreifen sollten, können sie diesen Pluralismus akzeptieren.

Mit dem Sowohl-als-auch leben

Ich habe gezeigt, dass wir unserer Identität neue Schichten hinzufügen, dass wir zunächst transnationale und schließlich globale Gemeinschaften errichten sollten. Diese Perspektive soll nicht verleugnen, dass wir darüber hinaus besonders starke, partikularistische Verpflichtungen unseren Kindern und unseren Alten, unseren Familien und unseren nationalen Gemeinschaften gegenüber haben. Das ist ein bisweilen belastendes und kompliziertes Spannungsfeld, mit dem wir lernen müssen zu leben, anstatt eine Seite zugunsten der anderen abzulehnen.

Axel Honneth

Die Gefährdungen des Wir

Zu den Risiken des ökonomischen Liberalismus

Laudatio anlässlich der Verleihung
des Meister Eckhart Preis 2009
an der Universität zu Köln

Ein sensibler Zeitdiagnostiker

Wir können uns der Antriebe und Fluchtlinien des imponierenden Werkes von Amitai Etzioni nur angemessen versichern, wenn wir zunächst einen Blick auf die Anfänge der Lebensgeschichte des Autors werfen, der heute einen anderen Namen trägt als denjenigen, mit dem er in Köln zur Welt gekommen ist. Vor achtzig Jahren unter dem Namen Werner Falk in dieser Stadt geboren, im Alter von sechs mit seinen jüdischen Eltern aufgrund der nationalsozialistischen Rassenpolitik von hier vertrieben, könnte der Preisträger sicherlich erwarten dürfen, in seiner ursprünglichen Heimatstadt nachträglich moralisch rehabilitiert zu werden. Aber der Preis, den die Identity Foundation gemeinsam mit der Universität zu Köln vergibt, soll mit guten Gründen nicht einer solchen späten Wiedergutmachung dienen; er ist nicht Werner Falk zgedacht, nicht dem aus Deutschland vertriebenen Kind jüdischer Eltern, sondern dem Wissenschaftler, dem es trotz der in frühester Kindheit erzwungenen Emigration gelungen ist, ein wissenschaftlich bedeutendes, politisch folgenreiches Werk hervorzubringen. Lassen Sie uns also in Amitai Etzioni

den großen Soziologen, sensiblen Zeitdiagnostiker und politischen Aktivist*innen ehren, denjenigen, der es in den letzten Jahrzehnten wie kaum ein zweiter vermocht hat, uns auf Begrenzungen und Pathologien unserer kapitalistischen Lebensform aufmerksam zu machen.

Von der Erfahrung zur Erforschung

Für das, worauf der Soziologe in seinen Schriften hinauswollte, für das, was ihm bis heute wissenschaftlich am Herzen liegt, sind die formativen Jahre der Bildung und politischen Erziehung im Palästina der 1940-er und 50-er Jahre des letzten Jahrhunderts wohl von ausschlaggebender Bedeutung gewesen: Nachdem sich die Eltern von Amitai Etzioni im dritten Jahr der nationalsozialistischen Diktatur dazu entschlossen hatten, Köln zu verlassen, gelang es ihnen auf Umwegen, im Jahr 1936 in Palästina eine neue Heimat zu finden; hier wächst der Junge in einer Genossenschaftssiedlung auf, hier entwickelt der Heranwachsende bald schon sozialdemokratische Überzeugungen und tritt bereits mit fünfzehn Jahren der Arbeiterpartei bei. Man muss sich die elektrisierende Atmosphäre in dieser frühen Phase der jüdischen Siedlungsbewegung vor Augen führen, die ununterbrochenen Debatten um das Wie des gemeinsamen

Überlebens, um zu erahnen, dass bereits damals die kommunitaristischen Wurzeln im Denken von Etzioni gelegt wurden: Zwischen der ethischen Frage, wie die zionistischen Werte im alltäglichen Zusammenleben auf kleinem Raum verwirklicht werden könnten, und der moralischen Frage, an welche Normen sich dabei jeder Einzelne halten sollte, waren keine klaren Grenzlinien gezogen, vielmehr flossen Gesichtspunkte des Guten und Richtigen in der Bewältigung der gemeinschaftlichen Praxis stets zusammen.

Partizipation bedeutet, beitragen zu dürfen

Diese Erfahrung einer kooperativen, durch leidenschaftliche Debatten vermittelten Selbstverwaltung war es wohl, die schon früh in Amitai Etzioni ein bestimmtes Ideal menschlicher Sozialität hat heranreifen lassen: Je ungezwungener und umfassender alle Belange von offensichtlich gemeinsamem Interesse in einem Gemeinwesen öffentlich erörtert und geregelt werden können, desto stärker wird sich das einzelne Mitglied einbezogen fühlen, ja, desto freiwilliger wird es zum allgemeinen, jedem zu Gute kommenden Wohl beitragen wollen. Hatte sich mit diesem Gedanken auch ein erstes, bleibendes Motiv im Denken Etzionis herausgebildet, so

mussten freilich noch Jahre vergehen, bis daraus der tragfähige Baustein einer soziologischen Theorie werden konnte.

Im Jahre 1946 bricht der Heranwachsende frühzeitig seine schulische Ausbildung ab, um zunächst am Untergrundkampf gegen die britische Besatzungsmacht, später dann am Unabhängigkeitskrieg des entstehenden Staates Israel teilzunehmen. Auch diese Partisanen- und Soldatenjahre sind nicht ohne Einfluss auf den Bildungsprozess Etzionis geblieben, auch sie spiegeln sich in seinen theoretischen Überlegungen noch heute wider: Die Idee, dass Staaten ein legitimes Recht zur Selbstverteidigung besitzen sollen, stellt die eine Seite des damals Erlernten dar, die Vorstellung aber, dass dieselben Staaten im Vorfeld durch geschickte Verhandlungen alles zur Vermeidung von kriegerischer Gewalt unternehmen sollten, bildet dessen andere, komplementäre Seite.

Einschneidender noch als die Kriegererlebnisse waren für den jungen Etzioni aber dann wohl die Erfahrungen, die er machen musste, als er nach der erkämpften Unabhängigkeit, versehen mit ruhmreichen Auszeichnungen, seine Ausbildung fortsetzen wollte: Jetzt stand er zunächst vor verschlossenen Türen, besaß nicht die erforderlichen Qualifikationen,

um ein Universitätsstudium zu beginnen. Das Erlebnis, kurzfristig ohne jede Beschäftigung zu sein und daher von keinem Nutzen für das eigene Gemeinwesen, hat damals in Etzioni eine zweite Einsicht heranreifen lassen, die sein Werk von nun an grundieren sollte: Kaum etwas schien ein Subjekt stärker vom gesellschaftlichen Leben auszuschließen als die Versperrung jeder Chance, einen sinnvollen, allgemein anerkannten Beitrag zur sozialen Reproduktion zu leisten.

Die Idee einer permanenten Selbsterneuerung der Gesellschaft im ethischen Diskurs, die Gedanken zur präventiven Gewaltvermeidung oder die Überlegungen zur Notwendigkeit aktiver, tätigkeitsvermittelter Einbeziehung der Gesellschaftsmitglieder, all das sind für Amitai Etzioni in jungen Jahren nur Stationen in einem ungerichteten Erfahrungsprozess gewesen, denen noch jede Rückbindung an intersubjektiv überprüfte Theorien oder Aussagensysteme fehlte. Die Möglichkeit zu einer solchen theoretischen Fundierung seines praktischen Wissens sollte sich für unseren Preisträger nun in dem Augenblick ergeben, in dem ein von Martin Buber 1949 gegründetes Institut für Erwachsenenbildung seine Türen auch für Nicht-Akademiker und Schulabbrecher öffnete.

Das Ich entsteht in Beziehungen

Die Begegnung mit dem großen religiösen Sozialisten Martin Buber, der erst 1938 von Deutschland nach Palästina ausgewandert war, um hier als akademischer Lehrer zu wirken, dürfte für den weiteren Bildungsweg von Amitai Etzioni von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein; nicht nur hat er ihn rückblickend als den „master communitarian“ bezeichnet, nicht nur hat er seiner Lehre des Verhältnisses von Ich und Du eine soziologisch aktualisierende Deutung gewidmet, vor allem wurde Buber nun als pädagogisches Vorbild einer lebensnah vorgeführten Verknüpfung von Ethik und Gesellschaftstheorie prägend. Im Ausgang von seiner Einsicht in den Vorrang des Du vor dem Ich, dem Umstand also, dass wir uns nur dann auf uns selbst als ein „Ich“ beziehen können, wenn wir zuvor im Dialog durch einen konkreten Anderen angesprochen worden sind, war Buber auf ganz eigenen Wegen zu in etwa derselben Vorstellung gelangt, von der vor ihm schon Hegel oder George Herbert Mead ausgegangen waren: Wir verdanken unsere individuelle Freiheit gerade nicht der willentlichen, autonomen Entgegensetzung zum Rest der Gesellschaft, sondern umgekehrt der aktiven Partizipation

an den vielen Gemeinschaftszirkeln und Beziehungsnetzen, aus denen sie sich wie ein Kreis aus lauter Kreisen zusammensetzt.

Von hier aus war es für Buber dann nur noch ein kleiner Schritt zu der ethischen Überzeugung, dass sich die Qualität einer Gesellschaft im Wesentlichen an ihrer Fähigkeit bemisst, zur Bildung einer großen Anzahl solcher freiheitsförderlichen Sozialbeziehungen beizutragen, deren Erhalt mit geeigneten Maßnahmen zu gewährleisten und sie in sich nach Möglichkeit konfliktfrei zu vereinigen: Der Einzelne wird sich in den größeren Zusammenhang der Gesellschaft nur dann einbezogen wissen können, wenn er sich gleichzeitig in vielen der von ihr geförderten Gemeinschaften zu Hause fühlt, die ihm Chancen der Selbsterfahrung im Anderen bieten. Aber schon damals dürfte dem kommenden Soziologen in ersten Umrissen deutlich geworden sein, dass es erst einer Erweiterung des Ich-Du-Verhältnisses zur Ich-Wir-Beziehung bedurfte, bevor sich die innere Dynamik und die Konfliktpotentiale sozialer Gemeinschaften wirklich erforschen ließen.

Nach dem Abschluss seiner Lehrjahre bei Martin Buber besaß Etzioni die notwendigen Qualifikationen, um ein normales Studium an

einer israelischen Universität aufnehmen zu können; er wird Student der Soziologie an der Hebrew-University in Jerusalem, nun schon ganz der junge, aufstrebende Wissenschaftler, schließt sein Studium hier 1956 mit dem M.A.-Titel ab und will dann, wie ganz üblich für israelische Studenten, zum Zweck der Promotion für einen Zeitraum von wenigen Jahren an eine amerikanische Universität überwechseln. Aus diesem Plan, der ihn an die renommierte Universität von Berkeley führen sollte, ist dann ein Aufenthalt auf Dauer geworden, besiegelt im Jahr 1963 mit dem Erhalt der amerikanischen Staatsbürgerschaft.

Wissenschaftler und politischer Aktivist

Die wissenschaftliche Karriere von Etzioni vollzieht sich in den USA nun mit größter Geradlinigkeit und ähnelt der vieler seiner berühmten Generationsgenossen, nur dass er sich im Unterschied zu diesen weiterhin auch als politischer Aktivist und Intellektueller betätigen sollte. Nach dem erfolgreichen Abschluss der Promotion in Berkeley wird er 1959 Soziologieprofessor an der Columbia University in New York, wo er sich öffentlich für eine weltweite Ächtung von Atomwaffen einsetzt, im Jahr 1967 erfolgt am selben Ort die Berufung auf eine ordentliche Professur, was

ihn nicht daran hindert, gemeinsam mit der Studentenschaft seine Stimme gegen den Vietnam-Krieg zu erheben. Im Nebeneinander von sozialwissenschaftlich konzentrierter Arbeit und politisch-öffentlichem Engagement beginnt sich allmählich der Grundriss abzuzeichnen, dem das wissenschaftliche Leben von Amitai Etzioni bis auf den heutigen Tag nun folgen wird: Jedes neue Buch unseres Preisträgers, angefangen von „Siegen ohne Krieg“ (engl. Orig. 1964) über „Die aktive Gesellschaft“ (engl. Orig. 1968) bis zu den großen kommunitaristischen Veröffentlichungen der letzten beiden Jahrzehnte, ist ebenso Resultat einer theoretischen Verarbeitung von politischen Erfahrungen, wie diese umgekehrt Fortentwicklungen und Umsetzungen der wissenschaftlichen Erträge sind, die in den soziologischen Arbeiten zwischenzeitlich erzielt worden waren. Theorie und Praxis ergänzen sich einander wie bei kaum einem anderen Sozialwissenschaftler unserer Tage – als Etzioni 1980 die Columbia University verlässt, um eine Professur in Washington anzutreten, ist er dort seit einem Jahr schon persönlicher Berater des amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter, der zehn Jahre später einsetzende Aufbau des „Communitarian Network“ wird begleitet von der regelmäßigen Veröffentlichung soziologischer Studien, die das praktische Anliegen des Kommunitarismus theoretisch untermauern sollen.

Ich und Wir – ein fruchtbares Spannungsverhältnis

Die soziologische Neugier Amitai Etzionis ist erwacht, als er sich in seiner Jugend für die Bedingungen zu interessieren begann, unter denen im neugegründeten Staate Israel jeder Einzelne in das Projekt der Errichtung eines starken, auf Beziehungen der wechselseitigen Anteilnahme beruhenden Gemeinwesens einbezogen werden konnte. Seine Erfahrungen hatten ihm gezeigt, dass es dazu mehr bedurfte als bloß der staatlichen Etablierung von egalitären Rechtsbeziehungen; vielmehr schien alles davon abzuhängen, ob sich unterhalb einer solchen staatlichen Ebene ein Netzwerk von kleineren Gruppen und Gemeinschaften anzusiedeln vermochte, das wie ein Scharnier zwischen den Individuen und der umfassenden Gesellschaft wirken und dem Einzelnen daher die Chance konkreter Mitgestaltung geben konnte. Später dann, während der Lehrjahre bei Martin Buber, war für Etzioni aus diesen anfänglichen Überzeugungen eine philosophische Hintergrundgewissheit geworden: Das „Ich“ ist stets wenn nicht auf ein sich ihm öffnendes „Du“, so doch auf das entgegenkommende „Wir“ einer Gemeinschaft angewiesen, weil es nur in einem Kreis von sympathisierenden Anderen lernt, sich ihnen gegenüber als ein selbstständiges Wesen zu entwickeln und autonom an der Realisierung gemeinsamer Ziele mitzuwirken.

Zwischen „Ich“ und „Wir“, zwischen Individuum und Gemeinschaft bestand für Etzioni von nun an zugleich ein ständiges Ergänzungsverhältnis wie auch eine notwendige Spannungsbeziehung, die allerdings gemeinsam nur fruchtbar werden konnten in einem staatlichen Gemeinwesen, welches beiden Seiten genügend Raum und Ressourcen zur unbeschränkten Entfaltung gewährte. Da, wo der Einzelne keine gesicherte Möglichkeit zur Eigeninitiative oder die Gemeinschaften keine Chancen zur kulturellen Tradierung besitzen würden, um sich aneinander reiben und wechselseitig verbessern zu können, da war die Gesellschaft vom Absterben ihrer wesentlichen Regenerationskräfte bedroht. So ist aus dem Schüler Martin Bubers schließlich ein liberaler Kommunitarist geworden, der die Existenz von intermediären, freiheitlichen Gemeinschaften für nötig hält, um eine Gesellschaft zu befähigen, das jeweils für sie Gute und Richtige diskursiv zu erschließen und die eigene Selbstreproduktion daran zu orientieren.



Wir, Wirtschaft, Wettbewerb

Aber so weitreichend diese Einsichten Etzionis auch schon gewesen sein mochten, so ergiebig sie sich etwa im Zusammenhang einer Kritik bloß rechtlich integrierter Gesellschaften auch erweisen sollten, so weit waren sie doch gleichzeitig noch von den eigentlichen Herausforderungen einer zeitgemäßen Sozialtheorie entfernt: Wie zum Beispiel war es nach den Prämissen einer solchen kommunitaristischen Auffassung um die komplexen Organisationen bestellt, die das moderne Sozialleben jenseits von Individuen und Gemeinschaften immer stärker zu beherrschen schienen? Wie vor allem sollte sich in einem derartigen Rahmen der kapitalistische Markt analysieren lassen, der doch nach vorherrschender Meinung immer stärker die Züge eines sich selbst regulierenden, von allen normativen Beeinflussungsprozessen unabhängigen Systems einzunehmen schien? Die moderne Gesellschaft war ja offenbar viel mehr als ein staatlich eingegerter Kreis aus lauter gemeinschaftlichen Kreisen, aus denen heraus die Gesellschaftsmitglieder eigeninitiativ an der sozialen Reproduktion mitwirken konnten. Hier waren im Gegenteil anonym vernetzte Handlungssysteme am Werk, die den Gestaltungsspielraum für die sich wechselseitig ergänzenden Individuen und Gemeinschaften scheinbar immer geringer werden ließen.

Ich sehe das größte Verdienst des Soziologen Etzioni nun darin, dass er diese komplexen Fragen nicht etwa einfach beiseite geschoben hat, sondern sie in mühsamer Kleinarbeit und mit größter Energie Schritt für Schritt angegangen ist. Er sah seine eigentliche Aufgabe darin, die damals wie heute vorherrschende Idee eines verselbstständigten, gegenüber unseren moralischen Bestrebungen abgeschotteten Wirtschaftssystems innerhalb der modernen Gesellschaften zu brechen; alles setzte er daran, um im kritischen Durchgang durch die offizielle Organisationssoziologie und Volkswirtschaftslehre Platz für den Gedanken zu schaffen, dass wir als vergemeinschaftete Subjekte doch Einfluss auf die soziale Gestaltung des Marktgeschehens nehmen können. Drei Korrekturen hat Etzioni im Laufe seiner wissenschaftlichen Entwicklung am alles bestimmenden Systemdenken vornehmen müssen, bevor er dazu in der Lage war, dem gemeinschaftlichen Handeln erneut einen Primat gegenüber dem wirtschaftlichen Wettbewerb im Kapitalismus zuzuweisen. Ich will diese drei Punkte hier kurz andeuten.

1. Die Gestaltungsmacht kollektiver Intentionalität

Für jemanden wie Etzioni mussten die der Wirtschaftstheorie zugrunde liegenden Prämissen des methodologischen Individualismus mitsamt ihren Vorstellungen eines isolierten, allein nutzenorientierten Aktors zunächst die größte Herausforderung darstellen. Nicht nur war das Subjekt hier aus seiner Einbindung in die Ich-Wir-Beziehung vollends herausgelöst worden; vielmehr unterstellte der methodologische Individualismus in seiner dominanten, wirtschaftstheoretischen Fassung zugleich, dass jene als isoliert vorgestellten Aktoren auch nur stets aus bloßen Nutzenerwägungen heraus handelten, weshalb die Möglichkeit einer individuellen Bindung an gemeinschaftliche Normen und Werte von vornherein als ausgeschlossen gelten musste.

Wahrscheinlich ist die Annahme nicht falsch, dass Etzioni sich in der Frühphase seiner theoretischen Entwicklung vor allem auf eine Widerlegung der ersten dieser beiden Bestandteile des methodologischen Individualismus konzentriert hat; ihm, dem soziologischen Schüler Martin Bubers, ging es zunächst einmal darum, innerhalb der Sozialwissenschaften der einflussreichen Idee entgegenzutreten, dass alles soziale

Handeln sich letztlich auf die Absichten einzelner Individuen zurückführen lassen muss. Die Erfahrung, an die Etzioni anknüpft, um einer alternativen Vorstellung den Weg zu bereiten, ist die einer Steigerung der Wirksamkeit des Handelns im Maße der Anzahl der sich zustimmend daran Beteiligten: Je mehr Subjekte zu einer, und sei es auch nur impliziten, Übereinstimmung in ihren Zielen und Absichten gelangt sind, desto eher wird ihr Handeln einen kollektiven Charakter annehmen und damit umso stärker auf die Gestaltung der institutionellen Ordnung einwirken können.

Der Mythos des isolierten Eigennutzes

Daher aber ist es für Etzioni falsch und fahrlässig, alles gesellschaftliche Handeln bloß aus individuellen Absichten hervorgehen zu lassen; es gibt immer wieder den Fall des kollektiven Handelns, in dem eine Reihe von Akteuren in ihren Intentionen so sehr übereinstimmen, dass sie das „Wir“ eines gemeinsamen, konzertierten Tuns bilden können. Mit dieser Begriffsbestimmung hat Etzioni nicht nur auf die sozialontologischen Überlegungen vorgegriffen, die heute im Anschluss an John Searle über die Möglichkeit einer „collective intentionality“ vorgebracht werden;



auch hier soll ja das kollektive Handeln als das Geschehen in der sozialen Realität beschrieben werden, das sich ergibt, wenn verschiedene Individuen dieselbe Absicht reziprok teilen und damit zur Durchführung einer gemeinsamen Handlung befähigt sind. Vielmehr war Etzioni nunmehr auch dazu in der Lage, die herrschende Wirtschaftstheorie an der Stelle zu korrigieren, wo dort nur individuelle Akteure vorgesehen waren: An den ökonomischen Transaktionen waren aus seiner Sicht nämlich immer dann auch kollektive Akteure beteiligt, wenn eine Reihe von Teilnehmern die eigenen Absichten so stark aufeinander abgestimmt hatten, dass sie wie ein überdimensioniertes Subjekt auftreten konnten.

Beispiele für ein solches konzertiertes Handeln in der Sphäre des kapitalistischen Marktes zitiert Etzioni später dann in seinem Buch über „Die faire Gesellschaft“ zuhauf; sie reichen von der Vorabsprache einiger Firmen zur gemeinsamen Verbesserung ihrer Marktchancen bis hin zum Streik der von einer Kündigung bedrohten Arbeiter, die zwischen ihren individuellen Absichten und denen des Kollektivs keine Unterschiede mehr machen können. Jedes Mal ist die Entstehung kollektiven Handelns hier nicht das Resultat der plötzlichen Überschreitung einer gewissen Schwelle des Individualismus, es kommt nicht mit einem Schlage daher,

sondern in Graden der Harmonisierung und des Zusammenfließens individueller zu gemeinsamen Absichten; daher ist der kapitalistische Markt nach der Auffassung Etzionis von unterschiedlich stark vergemeinschafteten Akteuren bevölkert, deren wirtschaftliche und politische Gestaltungsmacht in dem Maße wächst, in dem sie sich dem höchsten Grad kollektiver Intentionalität anzunähern vermögen.

2. Die Rehabilitierung der Moral

War damit der erste Grundpfeiler der wirtschaftstheoretischen Lehrmeinung zu Fall gebracht, nach der der kapitalistische Markt stets nur das Ergebnis einer „unsichtbaren“, anonymen Koordinierung von sich allein individuell verhaltenden Akteuren sein soll, so galt es für Etzioni anschließend, seine Kritik auch noch auf deren zweiten Grundpfeiler auszuweiten, nämlich der ergänzenden Annahme einer reinen Nutzenorientierung jener ökonomischen Akteure. Für unseren Preisträger war ein solcher zweiter Schritt schon deswegen unvermeidlich, weil er ja zeigen wollte, dass die ökonomische Sphäre des Marktes, die gemeinhin für ein unbeeinflussbares, normfreies System gehalten wird, in Wahrheit für moralische Einwirkungen und Gestaltungsabsichten der Gemeinschaft offen

steht; also musste er nicht nur nachweisen können, dass an den ökonomischen Transaktionen stets auch kollektive Akteure partizipieren, sondern darüber hinaus plausibel machen, dass die Beteiligten sich häufig von moralischen Normen leiten lassen und sich daher nur in seltenen Fällen auf bloße Nutzenerwägungen stützen.

In dem bahnbrechenden, bereits erwähnten Buch „Die faire Gesellschaft“, dessen englischer Untertitel in der Formulierung „Towards a New Economics“ sehr genau angibt, worum es sich eigentlich handeln soll, bezeichnet Etzioni seine Auffassung über das Motivationssystem ökonomischer Akteure als „deontologisch“; der etwas missverständliche, mit der Ethik Kants verknüpfte Ausdruck soll zunächst nur besagen, dass es auch beim wirtschaftlichen Handeln, wie bei allem Tun menschlicher Subjekte, eine unvermeidliche Schicht moralischer Verpflichtungen und Bindungen zu berücksichtigen gilt: Selbst derjenige, der ökonomische Transaktionen am Markt vollzieht, steht gewöhnlich vor der Wahl, sich dabei in einem engen Sinn nur an der Maximierung seines eigenen Nutzens zu orientieren oder aber sich zugleich auch für das Wohl seiner Tauschpartner verantwortlich zu fühlen.

Vom Nutzen des Vertrauens

52
≡≡≡

Im weiteren Verlauf des Buches wird dann aber deutlich, dass Etzioni auf viel mehr hinaus will als bloß eine solche Perspektiverweiterung, durch die am ökonomischen Akteur auch die Möglichkeit einer moralischen Motivation seines Handelns sichtbar wird; ihm geht es vielmehr um den empirischen Nachweis, dass die Effizienz und die Wirtschaftlichkeit ökonomischer Transaktionen gewöhnlich in dem Maße zunehmen, in dem die Beteiligten sich statt nur an ihren eigenen Nutzen zugleich auch an gewisse Verpflichtungen ihren Tauschpartnern gegenüber halten. Auch diese These ist wohlgemerkt noch nicht als eine normative Aussage zu verstehen, sondern nur im Sinne einer rein deskriptiven Beschreibung gemeint; so lässt sich mit Hilfe soziologischer Analysen zeigen, dass die Leistungsbereitschaft von Beschäftigten mit der Gewährung von Partizipationschancen, Arbeitsplatzsicherheit und Eigeninitiative im allgemeinen wächst, dass Unternehmen ihre Transaktionskosten erheblich senken können, wenn sie mit anderen Unternehmen vertrauensvoll kooperieren, oder dass, um ein hochaktuelles Beispiel zu zitieren, Gesellschaften auf umweltverschmutzende Kraftwerke dann verzichten können, wenn ihre Bürgerinnen und Bürger sich gemeinsam dazu entschließen, ihren Energiekonsum in Spitzenzeiten zu reduzieren.

Weder die Mittel noch die Ziele marktwirtschaftlichen Handelns, so möchte Etzioni sagen, ergeben sich einfach alternativlos aus der Anwendung bloßer Kosten-Nutzen-Analysen; an jedem Punkt der zu treffenden Entscheidungen ergibt sich vielmehr erneut die Möglichkeit, entweder aus reinem Eigeninteresse oder aus einem moralischen Verantwortungsgefühl für die anderen Beteiligten heraus zu handeln; und im Regelfall werden wir feststellen müssen, dass der ökonomische Gesamtnutzen auch für private Unternehmungen langfristig umso höher ist, je stärker sie bei ihren Entscheidungen über Mittel und Ziele gemeinschaftliche Interessen berücksichtigen. Aber diese Überlegungen Etzionis sollen bislang, um es zu wiederholen, einen bloß deskriptiven Charakter besitzen; ihr Zweck ist es, mit empirischen Mitteln die herrschende Vorstellung zu widerlegen, nach der die Effektivität marktwirtschaftlichen Handelns zwangsläufig an die Bedingung der Summierung individueller Nutzenkalkulation gebunden sein soll. Aus seinen Analysen entwickelt Etzioni aber nun ein normatives Argument, wenn er in einem dritten Schritt zu zeigen versucht, dass nur kollektive Akteure mit Gemeinwohlorientierung die Effektivität kapitalistischer Märkte auf Dauer sicherstellen können.

3. Die Notwendigkeit der Verantwortung

Den Übergang zu einem ethischen Argument vollzieht Etzioni in dem Augenblick, in dem er sich die Frage vorlegt, was dazu angetan sein könnte, den kapitalistischen Markt als ein System möglichst umfassender Bedürfnisbefriedigung aller Gesellschaftsmitglieder am Leben zu erhalten. Der Referenzpunkt seiner Überlegungen ist jetzt nicht mehr irgendein unklarer, von verschwiegenen Werturteilen getragener Begriff von „Effizienz“, sondern die Idee einer gut funktionierenden Marktwirtschaft, die allen Beteiligten nach Möglichkeit die Befriedigung ihrer jeweiligen Präferenzen gewährleistet. Bislang haben wir gesehen, dass am Marktgeschehen je nach gegebener Situation sowohl individuelle wie auch kollektive Akteure beteiligt sein können, die vor der Wahl zwischen rein egozentrischen Nutzenerwägungen oder stärker gemeinschaftsorientierten Handlungskalkülen stehen; und uns ist empirisch gezeigt worden, dass bei einer Bevorzugung des zweiten, moralischen Gesichtspunktes die Wirtschaftlichkeit der beabsichtigten Transaktionen im Allgemeinen eher zuzunehmen beginnt.

Im dritten, normativen Schritt seiner Argumentation verfährt Etzioni nun zunächst bloß negativ, indem er in einem Gedankenexperiment durchspielt, welche Konsequenzen sich unter der Bedingung einer ausschließlichen Orientierung an individuellen Nutzenkalkülen für das Marktgeschehen ergeben würden. Die Antwort auf diese Frage fällt in allen erdenklichen Fällen immer gleich aus, weil die moralischen Bindungen verloren gingen, durch die die Marktteilnehmer sich gewöhnlich schon vor allen Transaktionen zu einer gewissen Respektierung ihrer Tauschpartner verpflichtet fühlen: Wenn jeder Beteiligte rein egozentrischen Nutzenerwägungen folgen würde, so möchte Etzioni zeigen, wäre das Marktgeschehen bereits nach kurzer Zeit zusammengebrochen, weil das mangelnde Vertrauen, die fehlende Verantwortung und der Wegfall jeglicher Kooperation die strategische Unsicherheit auf allen Seiten so stark anwachsen lassen würden, dass keiner mehr zur Aufnahme einer geschäftlichen Beziehung überhaupt nur bereit wäre. Aber selbst dann, wenn solche moralischen Bedingungen des Marktes noch in einem gewissen Umfang vorhanden wären, würde Etzioni zufolge ein reines Nutzenhandeln aller Akteure diese Reste an Verpflichtungen und Gemeinsinn über kurz oder lang zerstören, weil auch jene Handlungssphären dann dem ökonomischen Kalkül untergeordnet würden, deren nicht-marktliche

Verfassung bislang für ein Nachwachsen der entsprechenden Gemeinwohlorientierungen gesorgt hat.

Egozentrismus zerstört die Marktwirtschaft

Aus all dem zieht Etzioni nun den weitreichenden Schluss, der wie ein Motto über all seinen kommunitaristischen Bemühungen um eine neue Wirtschaftstheorie stehen könnte: „Je mehr die Menschen das neoklassische Paradigma [also das Prinzip bloß individueller Nutzenmaximierung, A.H.] zum Leitsatz für ihr Verhalten machen, desto mehr wird die Fähigkeit unterminiert, eine Marktwirtschaft aufrechtzuerhalten.“ Eine Marktwirtschaft, so möchte Etzioni sagen, die ihren selbstgesetzten Ansprüchen Genüge tun will, darf und kann nicht auf die Verhaltensprinzipien gegründet sein, die von der neueren Wirtschaftstheorie auch heute noch lauthals verkündet werden; würden die Akteure sich nämlich ausschließlich daran halten, nur ihren egozentrischen Nutzenerwägungen zu folgen, so käme der wirtschaftliche Wettbewerb schnell an sein Ende, weil keine Informationssicherheit, kein Verantwortungsgefühl bei ökonomischen Investitionen und vor allem kein Nachwachsen der notwendigen Gemeinwohlorientierungen mehr garantiert wären.

Seinen negativen Beweisgang lässt Etzioni daher in der ethischen These münden, dass der kapitalistische Markt einer sozialen Einbettung oder, wie er es nennt, sozialen „Einkapselung“ bedarf, durch die die diskursive Gemeinschaft der Bürgerinnen und Bürger dazu ermächtigt wird, einen indirekten Einfluss auf die Mittel und Ziele der wirtschaftlichen Austauschprozesse zu nehmen: Nur solche Maßnahmen und Transaktionen sollten auf dem Markt von den Teilnehmern verfolgt werden dürfen, die nachweislich nicht zur Folge haben, dass die Wettbewerbsbedingungen selber oder die ihnen vorausliegenden moralischen Ressourcen zerstört werden. Gewiss, das mag im ersten Augenblick wie ein rigider Staatsinterventionismus klingen; aber Etzioni hat wohl viel eher eine Art von diskursiver Verflüssigung des wirtschaftlichen Geschehens vor Augen, durch die die Begründungspflichten für ökonomische Transaktionen dadurch wesentlich erhöht würden, dass ihre sozialmoralischen Folgekosten dargelegt und gerechtfertigt werden müssen.

Antworten auf die Fragen der Zeit

Wie diese Ausführungen zeigen, bedarf es wohl keiner größeren Begründung mehr, warum wir in Amitai Etzioni nicht nur einen wissenschaftlich

bedeutsamen und moralisch umsichtigen, sondern auch einen höchst zeitgemäßen Denker vor uns haben. Wenn uns jemand vor zwanzig Jahren eindringlich vor den sozialen Folgen gewarnt hat, die mit einer wirtschaftstheoretisch auch noch beglaubigten Entgrenzung des Marktes eintreten könnten, so war das der Autor der „fairen Gesellschaft“. Ich kann mir daher im Jahr der Finanzkrise keinen besseren Preisträger des Meister Eckhart Preis der Identity Foundation vorstellen als den kommunitaristischen Liberalen und politischen Aktivisten Amitai Etzioni.

Die Identity Foundation

wurde im Jahr 1998 von Margret und Paul J. Kohtes ins Leben gerufen. Der Gründer der Public-Relations-Agentur Kohtes Klewes (heute Ketchum Pleon) hat dazu u. a. seine Anteile an der Gesellschaft als Kapital in die gemeinnützige, wissenschaftsfördernde Stiftung eingebracht. Der Vorstand der Stiftung setzt sich aus Paul J. Kohtes (Vorsitzender) und Dr. Ulrich Freiesleben zusammen. Ein wissenschaftlicher Beirat unterstützt ehrenamtlich die Arbeit der Identity Foundation. Namhafte Persönlichkeiten haben sich bereit erklärt, in diesem Gremium mitzuwirken: Prof. Dr. Eugen Buß (Vorsitzender), Prof. Dr. Rainer Zimmermann, Prof. Dr. Qi Yang.

Die Identity Foundation will einen Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung des Komplexes Identität leisten. Dabei ist es den Gründern ein Anliegen, dass interdisziplinäre Ansätze aus der Ontologie gewählt werden. Die relevanten Disziplinen umfassen Soziologie, Psychologie, Philosophie, Kommunikationswissenschaften, Betriebswirtschaft, Theologie und Kunst.

Schwerpunkt der Forschungsprojekte der Identity Foundation sind:

Identität und Persönlichkeit

Identität und Management

Identität und Gesellschaft

Identität und Kunst

Weiterführende Informationen finden Sie im Internet:

www.identity-foundation.de



Der Meister Eckhart Preis

Der mit 50.000 Euro dotierte Meister Eckhart Preis wird seit 2001 im Turnus von zwei Jahren von der Identity Foundation vergeben. Ziel ist es, die Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Identität‘ in der meinungsbildenden Öffentlichkeit zu fördern. Geehrt werden Persönlichkeiten, die in ihren Arbeiten existenzielle Fragen der persönlichen, sozialen und interkulturellen Identität aufgreifen und durch ihr Wirken einen breiten öffentlichen und internationalen Diskurs beleben. Seit 2007 wird der Preis gemeinsam mit der Universität zu Köln verliehen.

62
≡

Der Meister Eckhart Preis ist nach dem gleichnamigen Prediger, Prior und Professor benannt, der zwischen 1260 und 1328 lebte. Meister Eckhart lebte und lehrte vor allem in Erfurt, Köln, Paris und Straßburg. Der Dominikaner Eckhart gilt als der führende Kopf der deutschen Mystik.

Die bisherigen Preisträger: Der amerikanische Philosoph Richard Rorty (2001), der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss (2003), der deutsche Philosoph Ernst Tugendhat (2005), der als einer der

wichtigsten Vertreter der sprachanalytischen Philosophie in Deutschland gilt, und der indische Ökonom, Philosoph sowie Harvard-Professor Amartya Sen (2007).

Die Mitglieder der Jury für den Meister Eckhart Preis 2009:

- Dr. Christoph Bartmann, Leiter der Abteilung „Kultur und Information“ in der Zentrale des Goethe-Instituts in München
- Prof. Dr. Eugen Buß, Leiter des Lehrstuhls Soziologie der Universität Hohenheim und Vorsitzender des Beirats der Identity Foundation
- Dr. Julia Encke, Feuilleton-Redakteurin der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung
- Prof. Dr. Dr. h.c. Andreas Speer, Direktor des Thomas-Instituts und des dort beheimateten Meister-Eckhart-Archivs und Co-Direktor des Philosophischen Seminars der Universität zu Köln
- Prof. Dr. Rainer Zimmermann, Professor für Medienmanagement an der Fachhochschule Düsseldorf und Beirat der Identity Foundation

Weitere Informationen finden Sie im Internet:

www.meister-eckhart-preis.de

Impressum:

Der Text des vorliegenden Buches ist die Niederschrift des Vortrages von Amitai Etzioni anlässlich der Verleihung des Meister Eckhart Preis 2009 in Köln.

Originalausgabe: © Identity Foundation, Düsseldorf 2010,
www.identity-foundation.de – info@identity-foundation.de

Bei J. Kamphausen Verlag & Distribution GmbH, Bielefeld
info@j-kamphausen.de – www.weltinnenraum.de
Herausgeber: Identity Foundation, Paul J. Kohtes
Lektorat: Dr. Nadja Rosmann
Einbandgestaltung, Typografie und Satz: KleiDesign, Carine Wiebe
Druck und Verarbeitung: Konkordia, Bühl

Band 4 der Identity Edition

1. Auflage 2010

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89901-361-0

Alle Rechte der Verbreitung durch Funk, Fernsehen und sonstige
elektronische Kommunikationsmittel, fotomechanische oder vertonte
Wiedergabe sowie des auszugsweisen Nachdrucks vorbehalten.